

Wikipedia soll weiblicher werden

Zum Frauentag startet ein Diversithon in Berlin

Wikipedia gehört zu den populärsten Webseiten der Welt mit mehr als 32 Millionen Klicks am Tag. Verantwortlich für das Erstellen und Editieren der Inhalte ist eine Community von freiwilligen Wikipedianern. Doch wie genau setzen sich diese Gruppe zusammen und welche Auswirkung hat die Zusammensetzung auf die Inhalte? Studien zeigen, dass 84 bis 91 Prozent der Editoren männlich sind. Und nur 1,7 Prozent der englischen und 15,6 Prozent der deutschen Biografien drehen sich um Frauen.

Um dieses Problem im Bereich der Lebenswissenschaften anzugehen, haben sich anlässlich des Frauentags vier Berliner Forschungsinstitute mit Wikimedia, der Betreiberorganisation von Wikipedia, zusammengetan und einen „Diversithon“ organisiert. Bei dem Editier-Marathon können Wissenschaftlerinnen, Menschen aus der Wikipedia-Community aber auch interessierte Laien zusammenkommen, um sich gemeinsam für mehr Sichtbarkeit von Frauen und People of Colour auf Wikipedia einzusetzen. „Wir treffen uns, um Wikipedia-Einträge zu verändern, zu ergänzen und neu zu erstellen“, erklärt Karin Höhne, die Referentin für Chancengleichheit am Berliner Institut für Gesundheitsforschung (Berlin Institute of Health, BIH). Mitbringen müsse man nur den Laptop und Interesse an dem Thema, alles andere werde einem Ort erklärt.

„Wikipedia spiegelt noch nicht die Vielfalt der Gesellschaft wider“, sagt Höhne. Es sei es wichtig, dass mehr Frauen und People of Colour bei Wikipedia mitschreiben, damit auch ihre Lebensrealitäten dort repräsentiert sind. Die mangelnde Sichtbarkeit von Frauen zeige sich auch im realen Wissenschaftssystem, wenn stets Männer als Experten befragt oder auf Panels eingeladen werden. „Die Wissenschaftscommunity ist viel diverser als die mittelalterlichen Herrenriege, die uns auf vielen Tagungen entgegenblickt“, sagt Höhne.

Bei dem Diversithon am Donnerstag hält die britische Physikerin Jess Wade einen Vortrag. Sie setzt sich seit Jahren gegen Sexismus in den Naturwissenschaften und für eine höhere Sichtbarkeit von Frauen und Minderheiten auf Wikipedia ein. Alice White ist an der Wellcome Bibliothek in London für Wikipedia zuständig und erklärt den Teilnehmenden anschließend das Praktische. Der Diversithon soll Frauen dazu anregen, künftig regelmäßig Inhalte auf Wikipedia zu bearbeiten, sagt Höhne. Dazu gebe es viel Unterstützung durch Gruppen wie „Women Edit“, die regelmäßig Stammtische veranstalten. „Jede kann loslegen, es gibt unglaublich viele Erklärungen und Hilfestellungen“, sagt Höhne. Besondere technische Fähigkeiten brauche man dafür, entgegen der Wahrnehmung vieler, nicht.

Die Liste für Verbesserungsvorschläge ist lang. Die chinesische Nobelpreisträgerin für Medizin Tu Youyou etwa habe nur einen sehr wenig aussagekräftigen deut-

Leserinnen galten um 1800 als süchtig und beherrschend. Tatsächlich waren sie intellektuelle Pionierinnen

VON ASTRID HERBOLD

„Die Abende durfte ich nicht ausgehen und las beständig, u. habe eine ganze Bibliothek durchgelesen“, schreibt Charlotte von Schiller 1809 in einem Brief an den Hauslehrer der Schiller-Kinder. Es ist bei weitem nicht das einzige Mal, dass Friedrich Schillers Witwe – der Dichter und Dramatiker starb 1805 im Alter von 45 Jahren – über ihre zahlreichen Lektüren Auskunft gibt. Ein paar Jahre später berichtet sie: „Ich lese den Plutarch wieder, mit neuem Genuss, man sollte in jedem Lebensalter wieder sich mit solchen Schriftstellern beschäftigen.“ Nicht nur das Lesen beschäftigt von Schiller ununterbrochen, sie fertigt auch ausführliche Exzerpte an. Über tausend Zettel mit Zitaten finden sich in ihrem Nachlass. Was bedeutet das? War Charlotte von Schiller eine typische Leserin des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts? War sie gar süchtig, den Büchern hoffnungslos verfallen, wie es damals vielen Frauen unterstellt wurde?

Das Lesen um 1800 ist von der Literaturwissenschaft gut erforscht. Umso erstaunlicher, dass Frauen damals eine wichtige Rolle in der sich explosionsartig entwickelnden Lesekulisse spielen, aber allein auf Begriffe wie „Emotionalität“ und „Exzess“ lasse sich das nicht reduzieren. „Viele der gängigen Vorstellungen zum Lesen um 1800 müssen bei differenzierter Betrachtung revidiert werden.“

So hat Helene Kraus, eine Nachwuchswissenschaftlerin der Universität Bielefeld, in Archiven nach Antworten auf die Frage gesucht, was, warum und wie Charlotte von Schiller gelesen hat. Sie fand Spuren einer intellektuellen Leserin, die sich im Selbststudium in alle wichtigen Forschungsgebiete ihrer Zeit einarbeitete. Von Schiller las wissenschaftliche Abhandlungen auf Deutsch, Englisch, Französisch und Latein, beschäftigte sich mit Geographie, Geschichte, Philosophie und Theologie. Sie las schnell und viele Texte mehrfach. Kraus fand dafür zahlreiche Belege. Warum sich die vierfache Mutter, die mit ethischen Geistesgrößen der Zeit korrespondierte, überhaupt die Mühe mit den Abschriften machte? Diente es dem Vergnügen? Half es ihr beim Verständnis? Wollte sie bestimmte Textstellen für spätere Gespräche parat haben? Kraus kann lediglich erste Thesen formulieren: „Als Witwe konnte sie die Bücher nicht mehr kaufen, sondern musste sie ausleihen – vielleicht auch deshalb die zahlreichen Exzerpte.“

Es ist ein Merkmal der neusten literaturwissenschaftlichen Forschung, dass solche sozioökonomischen Rahmenbedingungen vermehrt Beachtung finden. Für wen waren welche Bücher um 1800 ökonomisch überhaupt verfügbar? Welche Rolle spielten der gesellschaftliche Stand einzelner Leserinnen und Leser? Las man draußen oder drinnen, bei Kerzenschein oder Sonnenlicht, im dialogischen Austausch oder für sich allein?

Mit Buch ins Bett

Leserinnen galten um 1800 als süchtig und beherrschend. Tatsächlich waren sie intellektuelle Pionierinnen



Mit Genuss. Charlotte von Schiller las „die ganze Bibliothek durch“.

Foto: maurytus images

„Die pragmatischen Aspekte sind zentral, wenn es um reale Lektürepraktiken geht“, erklärt Luisa Banki, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Wuppertal und ebenfalls Organisatorin der Tagung. Praxeologie wird dieser interdisziplinäre Ansatz genannt, bei dem empirische Daten ebenso einbezogen werden wie Erkenntnisse der Literaturgeschichte und der Buchwissenschaft.

Was hilft? Weniger Romane und kein Lesen in Einsamkeit!

Nichts ist dabei nebensächlich: Tagebücher, Briefe, Inventarlisten von Hausbibliotheken, Notizen in den Randspalten gelesener Bücher, literarische Werke – alles kann bei der praxeologischen Analyse herangezogen werden. Dazu kommen Fragen nach der Materialbeschaffenheit und dem Format der Bücher. Wie groß und schwer waren sie? Ließen sie sich gut in die Rocktasche transportieren? Wovor waren sie aufbewahrt, wer hatte Zugang zu ihnen?

„Wir müssen verschiedene Quellen kreuzen, um Aussagen treffen zu können“, erklärt Helga Meise, Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität de Reims Champagne-Ardenne.

Sie hat sich die Lesevorlieben berühmter Frauen wie Charlotte von Stein und Sophie von La Roche näher angesehen. Aufällig sei, dass die höfisch-repräsentativen Bibliotheken ab Mitte des 18. Jahrhunderts an Bedeutung verlieren. Die adeligen Damen bevorzugen es nun, ihre umfassenden Buchsammlungen nahe bei sich zu haben. Das Lesen verlagert sich in die Privatgemächer – und ins Bett. Gelesen wird gerne in den frühen Morgen- und späten Abendstunden. „Die Absonderung von der Gemeinschaft ist vollzogen“, sagt Meise.

Diese neugewonnene Freiheit innerhalb des Tagesablaufs, die nicht nur adelige, sondern zunehmend auch bürgerliche Frauen genießen, wecken offenbar große Ängste. Die lesende Frau, die sich entzieht, wird zur Projektionsfläche. Sie droht süchtig zu werden, den Bezug zur Realität zu verlieren, argumentieren zahlreiche männliche Zeitgenossen. „Das hat wenig mit den tatsächlichen Lesepraktiken von Frauen zu tun, aber viel mit einem Bild von Weiblichkeit, das in dieser Zeit konstruiert wird“, erklärt Luisa Banki.

Die Lesesuchtdebatte kreiste permanent um die Frage nach mehr Kontrolle. Das weibliche Lesen müsse reguliert werden: weniger Romane und vor allem kein Lesen in der Einsamkeit! Die dabei entstehenden geschlechtlichen Kodierungen – weibliches Lesen gilt

nun als emotional, irrational, männliches als sachlich-nüchtern – prägen die europäische Kulturgeschichte über viele Jahrzehnte, teilweise bis heute. „Und wir müssen auch hinterfragen, inwieweit die literaturwissenschaftliche Forschung des 20. Jahrhunderts die Perspektiven der Lesesuchtdebatte übernommen hat“, sagt Kathrin Wittler. Lektürepraktiken und Geschlecht seien im 18. Jahrhundert eng miteinander verwoben, keine Frage, dennoch klappten Projektion und Realität häufig auseinander. Oft hätten Frauen in Wahrheit ein ganz anderes Leseverhalten an den Tag gelegt als das beherrschende Süchtige, die Bücherverschlinge, das man ihnen unterstellt.

Leider ist die Quellenlage noch zu mager, um das in größerem Umfang zu beweisen. Denn die wenigsten gebildeten Leserinnen hinterließen wie Charlotte von Schiller Schatullen voller Zettel und Briefe. Wie kritisch sie bei ihren Lektüren sein konnte, zeigt sich in einer Nachricht an den Hauslehrer vom Februar 1809: „Auch in Schuberts Nachtseiten u.s.w. habe ich gelesen“, schreibt sie. „Es sind sehr schöne Ideen darin, im Grunde aber benützen diese Herren Naturphilosophen angerissne Stückchen aus Goethes großen Ansichten, und bauen auf ihre Art fort. Ob sie weiter kommen? Wird die Zeit lehren, doch glaube ich nicht.“

„Angst der Lehrer, sich zu outen“

Ein Gespräch zu 40 Jahre AG Schwule Lehrer

Herr Mücke, seit 40 Jahren gibt es in Berlin die AG Schwule Lehrer in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft. Sie sind der Gründer. Was hat sich seitdem beim Thema Homosexualität in der Schule getan, was nicht?

Vor 40 Jahren hätte ich nicht gedacht, dass wir so weit kommen würden. Wir haben heute an vielen Berliner Schulen Diversity-Beauftragte, es gibt Handreichungen, wie man sexuelle Vielfalt für jede Altersgruppe angemessen im Unterricht behandeln kann. Allerdings muss man auch sagen: Es gibt trotz allem immer noch Kolleginnen und Kollegen, die Angst haben, sich am Arbeitsplatz zu outen. Da bleibt weiterhin viel zu tun.

Warum haben Sie die Gruppe gegründet?

Früher war Homosexualität an Schulen ein absolutes Tabu, darüber sprach man nicht. Als wir Anfang der 70er mit der Schwulenbewegung aktiv und sichtbar wurden, gab es Berufsverbote und Diskriminierung am Arbeitsplatz. Dagegen wehrten wir uns. Als Lehrer haben wir auch darüber nachgedacht, wie man Homosexualität als mit der Heterosexualität gleichberechtigte Lebensform darstellen kann. Im Rahmenplan wurde Homosexualität noch als „besondere Form der Sexualität“ in einer Reihe mit Sodomie, Pädophilie und sexueller Gewalt genannt.

Wie waren die Reaktionen?

Wir brauchten die GEW als Bündnispartner, um uns bildungspolitisch zu engagieren. Natürlich gab es auch erst mal in der Gewerkschaft Widerstände. Homosexualität ist Privatsache, uns interessiert nicht, was ihr im Bett macht, wurde gesagt. Wir antworteten: Wir wollen gar nicht erzählen, was wir im Bett machen – es geht um Diskriminierung am Arbeitsplatz. Den Kampf dagegen hat man sich in der GEW dann aber schnell zu eigen gemacht. Ein großer Erfolg war, dass sich als Folge unserer Initiative der DGB für die Abschaffung des Paragraphen 175 aussprach. Das dauerte allerdings bis 1994.

Ab wann hatten Sie das Gefühl, dass Sie mit Ihren Forderungen auch in der Politik gehört werden?

Einen Durchbruch gab es Anfang der 90er. Es war ein trauriger Anlass: Jugendliche Neonazis überfielen das Gründerzeitmuseum Charlotte von Mahlsdorfs.

Charlotte war die bekannteste Trans-Person der DDR und nach der Wende vielleicht ganz Deutschlands.

Detlef Mücke hat vor 40 Jahren die AG Schwule Lehrer bei der Berliner GEW gegründet. Bis 2007 war er Lehrer an der Hermann-von-Helmholtz-Schule in Berlin-Neukölln.

Die Presse fragte nach dem Überfall: Hat bei den Tätern die Sexualerziehung vertragt? Wir machten unsere Schriftwechsel mit Politikern öffentlich, um zu zeigen: Deren Einstellung ist Teil des Problems.

Was stand da drin?

Ein Beispiel: Der damalige Schulsenator Cleemann (CDU) lehnte ab, dass queere Jugendgruppen am Schwarzen Brett von Schulen über sich informieren – denndies „betreffe das außerschulische Intimverhalten der Schüler“, „biologisch normal“ sei die Heterosexualität. Das Abgeordnetenhaus sagte nun: Das müssen wir ändern. In Berlin wurden Aufklärungsprojekte angeschoben, danach auch bundesweit. Der nächste große Schritt kam, als mit Ingrid Stahmer eine SPD-Politikerin Schulsenatorin wurde. 2001 führte sie neue Sexukundunterrichtlinien ein, die alten waren von 1972. Es wurden Handreichungen für den Unterricht übergleichgeschlechtliche Lebensweisen entwickelt.

Sexuelle Vielfalt in der Schule wird von der AfD und von Teilen der Union als Kampfthema genutzt, Stichwort „Frühsexualisierung“. Wie geht man damit um?

Erst mal: Man muss deutlich sagen, das ist eine Minderheit der Eltern. Die bestimmen aber leider oft den öffentlichen Diskurs. Laut einer Studie der Antidiskriminierungsstelle befürworten 90 Prozent der Eltern sexuelle Aufklärung in der Schule und sagen, es wird viel zu wenig gemacht. Es geht bei dem Thema ja nicht nur um Homosexualität, sondern auch um das Bild, das wir von Frauen haben, oder wie Familie aussiehen soll.

Was ist mit lesbischen Lehrerinnen?

Zu Beginn waren Schwule und Lesben gemeinsam in der Gruppe. Die Lesben fühlten sich dann eher der Frauenbewegung zugehörig und gründeten in Berlin eine eigene Gruppe. Zwischen beiden gibt es Kontakt, bundesweit treten Lesben und Schwule in der GEW gemeinsam auf.

— Die Fragen stellte Tilmann Warnecke.

Hungernde Bienen im Spätsommer

Münchener Forscher untersuchen 400 Bienenarten. Manche haben es auf dem Land besonders schwer

In Deutschland sind Wildbienen gefährdet. Unter ihnen sind jene Arten, die im Spätsommer auf dem Land Nahrung suchen, am stärksten betroffen. Das ergab eine Studie unter der Leitung von Susanne Renner von der Ludwig-Maximilians-Universität München. Andererseits fanden die Biologen das geringste Aussterberisiko bei Bienen, die im Frühjahr fliegen und auch in Städten, vor allem Parks und Gärten, zu finden sind. Die Studie ist in den „Proceedings of the Royal Society B“ erschienen. Wildbienen sind als Blütenbestäuber ökologisch und ökonomisch sehr wichtig.

Wildbienen in Europa leben – im Gegensatz zu den Kolonien der Honigbienen – meist als Einzeltiere. Weibchen lassen sich von Männchen begatten und sorgen danach normalerweise alleine für ihren Nachwuchs. Sie legen ein Nest an, stattet es mit Brutzellen aus, füllt diese mit Pollen und Nektar und legt jeweils ein Ei in eine solche Zelle. Dort entwickeln sich die Larven und verpuppen sich. Je nach Art bevorzugen die Bienen dafür Hohlräume in altem Holz, in Mauern – oder Höhlen, die sie im Boden anlegen. „Allgemein scheint die Artenvielfalt von Bienen aufgrund der

intensiven Landwirtschaft und des verstärkten Einsatzes von Pestiziden, die sich beide negativ auf Nahrungsquellen und Nistmöglichkeiten auswirken, rückläufig zu sein“, wird Renner in einer Mitteilung ihrer Universität zitiert. Zusammen mit ihrem Team wollte sie herausfinden, welche Eigenschaften einzelne Arten besonders anfällig dafür machen, in manchen Regionen auszusterben.

Von den 561 in Deutschland bekannten Bienenarten untersuchten die Forscher über 400, von denen es ältere Daten gibt und deren aktueller Gefährdungsstatus in der Roten Liste zu finden ist. Demnach sind 16 Arten bereits ausgestorben und rund die Hälfte müssen einer der Gefährdungskategorien zugeordnet werden. Den Gefährdungsstatus für die einzelnen Arten konnten die Biologen über 40 Jahre verfolgen. Dann untersuchten sie mittels Computermodellen, welche artspezifischen Eigenschaften das Aussterberisiko am besten voraussagten. Dazu gehören unter an-

derem der Lebensraum, die Spezialisierung auf bestimmte Pollen, die Körperlänge, die Wahl des Nistplatzes, die Dauer und der Zeitraum der Flugaktivität.

Überrascht waren die Forscher von dem Ergebnis, dass es die Gefährdung nicht erhöht, wenn die Wildbienen auf bestimmte Blüten spezialisiert sind. Allerdings steigt die Beschränkung auf einen bestimmten Lebensraum das Aussterberisiko, ebenso wie die Nahrungssuche im Spätsommer. So findet beispielsweise die Zahnrost-Sägehornbiene *Melitta tricincta* auf dem Land nicht mehr genügend Nahrung.

Die Gehörnte Mauerbiene *Osmia cornuta*, die im Frühling ausfliegt, sei dagegen nicht gefährdet. Einen möglichen Grund für den jahreszeitabhängigen Unterschied nennt Renner: „Landwirtschaftlich intensiv genutzte Flächen sind im Spätsommer von Blüten ausgeräumt, während es im Frühling wenigstens noch Massenpflanzen wie Raps und blühende Obstplantagen gibt.“ Auch sind größere Bienen, dazu zählen auch die Hummeln, stärker gefährdet als kleinere. Sie brauchen mehr Nahrung und benötigen ein größereres Gebiet, in dem sie

auf Nahrungssuche gehen. Insgesamt aber könnten die Bienen in Deutschland vom Klimawandel womöglich sogar profitieren: „Kürzere Winter, frühere Frühlinge und erhöhte Durchschnittstemperaturen in Mitteleuropa dürften für viele Bienenarten von Vorteil sein, da die Superfamilie Apoidea weltweit im Mittelmeerklima am artenreichsten ist“, schreiben die Forscher in ihrer Studie. Zu dieser Gruppe zählen alle Bienenarten.

Nach Einschätzung der Forscher dürfen Bienen auch von jenen umweltfreundlichen Anbaumethoden profitieren, die im Volksbegehr nach Artvielfalt („Rettet die Bienen“) in Bayern gefordert werden, beispielsweise Blühstreifen, Ackerlandstreifen mit Unkräutern oder selteneren Mähen von Wiesen. „Aber auch Hobbygärtner können Bienen helfen, indem sie auf vielfältige Haußgärten ohne Pestizide und Mähdrohner setzen“, betont Renner. Mehr und verschiedene Blütenpflanzen in Gärten wären wahrscheinlich auch sinnvoll, um gerade den besonders bedrohten, spät im Jahr aktiven Bienen zu helfen. Bei der Nist helfen angebohrte Hölzer ebenso wie unberührte, nicht umgegrabene Ecken im Garten.

rif/dpa

CAMPUS

TU BERLIN
Elternabend zur Studienfachwahl

Abi – und nun? Eltern, die ihr Kind bei der Wahl des Studienfachs unterstützen wollen, können sich am Mittwoch, 13. März, ab 18 Uhr, im Hauptgebäude der TU, Straße des 17. Juni 135, 10623, Raum H 106, beraten lassen. Tsp

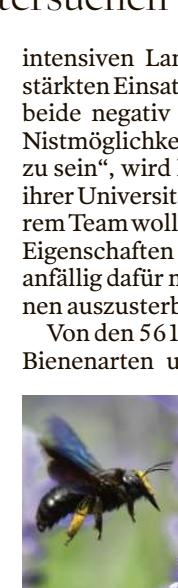


Foto: Uwe Anspach/dpa